

falls jemand durch die Astrologie Schaden an Leben, Leib oder Gemüt genommen hatte, wurde als Strafe der Tod durch das Schwert gefordert. Im Dritten Reich wehrte sich bei den Machthabern das Gefühl der Würde und des Stolzes, der Selbstachtung und der eigenen Kraft mit aller Entschiedenheit dagegen, daß die nationalsozialistische Revolution auf der Wirksamkeit der Gestirnkonstellation beruhen sollte. Man erblickte in der Sterndeutung eine Schmälerung von Hitlers „Kraftgenie“, belegte sie mit scharfen Polizeiverordnungen und brachte viele Astrologen ins KZ. Aber trotz dieser äußeren Ablehnung fand sie Beschützer in höchsten Parteikreisen, so u. a. durch Heß, Ley, der im Rahmen der Arbeitsfront eine astrologische Berufsgruppe gestattete. Auch gab es einen „Reichsverband deutscher Astrologen“, der um 1938 herum, ähnlich wie die Theosophie durch die Gestapo aufgehoben wurde. Nach dem 20. Juli 1944 wurde immerhin alles, was als Astrologe aktiv tätig gewesen war, in das KZ gebracht. Dagegen ist es sowohl nach deutschen wie nach amerikanischen Quellen so gut wie sicher, daß Hitler selbst sich immer wieder in seinen politischen Planungen und militärischen Ratschlüssen von Astrologen beraten ließ. So berief er den bekannten Schweizer astrologischen Statistiker Krafft in seine Nähe, der aber später in Ungnade fiel und im KZ starb. Auch Himmler hatte einen Astrologen namens Wulf ins KZ bringen lassen, doch wurde er zwei- oder dreimal daraus befreit, erhielt seine Berechnungen und Bücher wieder zurück und mußte für Himmler selbst Horoskope herstellen.

Die heutigen strafrechtlichen Bestimmungen, die sich gegen das Horoskopstellen als strafbaren Betrug richten, reichen zur Unterbindung der Astrologie mit ihren ernsthaften Gefährdungen in keiner Weise aus. Nur ein möglichst allgemeines Verbot jeder Art von Wahrsagung könnte eine befriedigende Lösung bieten.

Phil. Schmidt S.J.

Bergengruen liest

Es mögen an die achthundert Hörer gewesen sein, denen Bergengruen aus bisher unveröffentlichter Lyrik und Prosa vortrug.¹ Die Veranstaltung zeichnete sich aus durch einen guten, unaufdringlichen Stil. Da war nichts übertrieben: weder an der Werbung, die auf den Abend aufmerksam machte, noch an der Erscheinung des Dichters, dem nichts ferner lag als das Gehaben eines geniebeschwingten Poeten, noch an seinem Vortrag. Wie bringt er es dennoch zuwege, einen geräumigen Saal zu füllen, noch dazu mit vorwiegend jungen Menschen, Studenten?

„Ich beginne mit einer Ballade vom Wind.“ Er begann freilich etwas verspätet, doch ohne daß sich deshalb die Gunst der Hörer verloren hätte. Herzlicher Beifall begrüßte ihn. Sieht so ein Dichter aus, mochte sich wohl mancher fragen, der diese hohe, hagere und vornehm straffe Gestalt zum ersten Mal sah. Doch blieb nicht viel Zeit für diese Frage. Schon hatte Bergengruen begonnen, sein Werk, einen Ausschnitt aus seinem gegenwärtigen Schaffen,² für sich sprechen zu lassen. Was daran gefällt, läßt sich vielleicht in drei Begriffen umreißen: Welthaltigkeit, Tradition und Geheimnisnähe.

„Preist den Wind!“ Die nun folgenden Bilder und Namen mußten besonders auf deutsche Hörer lösend wirken. Bergengruen, den man versehentlich fast für einen Geschäftsmann halten könnte (so kühl und klug steht er hinter dem Lesepult) hat Welt in sich, eine Welt weiten Atems. Die versteht er zu bannen, und die verleiht seiner Kunst, auch wo sie Schweres ausspricht,

¹ Am 8. Februar im großen Saal des Amerikahauses/München.

² Er bot zunächst zwei Gedichte: Ballade vom Wind, Meines Vaters Haus. Darauf, die Vorlesung unterbrechend, eine knappe Adresse persönlicheren Charakters. Es folgten weitere Gedichte: Die Geißel Gangelors, Die vier Elemente, Der versiegte Brunnen, Verborgene Frucht, Die Flöte, Frage und Antwort — in deren Abfolge eine Novelle (Höwinkel) eingeschoben war.

eine lösende Macht. Daß seinem Wort diese Macht verbleibt, dazu trägt auch sein Vortrag bei. Die Eindringlichkeit seiner Diktion beschränkt sich darauf, Erscheinungen und Gestalten zu beschwören, hütet sich jedoch, durch irgendwelche suggestiven Künste Hand an den Hörer zu legen. Also beschwört er den Wind als Verlöscher, Schürer, Zerstörer und großen Zeuger, als Abbild des pfingstlichen Geistgebrauses; ruft, auf der Suche nach dem verschwundenen Landhaus seiner Eltern, Regenfrau, Nebelfrau und Totenfrau an — und läßt trotzdem so etwas wie einen trennenden Vorhang um sich: es genügt, wenn es mich erschüttert hat. So widersteht er der Versuchung oder ist ihrer gar nicht fähig, durch die eigene Stimmung anzustecken. Er läßt dem Hörer die Freiheit, sich zu dieser seiner Welt zu stellen, wie er will. Er jedenfalls freut sich ihrer, und wer will, dem gibt er Anteil daran.

Dennoch schließt seine Kultur einer allgemeingültigen Weltlichkeit persönliche Partien nicht aus. Bergengruen hat Tradition. Dem schon 1932 niedergeschriebenen Gedicht „Meines Vaters Haus“ schickte er eine Einführung voran, die einem Stück Kindheits- und Familiengeschichte gleichkam. Aufwärts Riga also, irgendwo in einem Wald, durch den 1914—18 die Front verlief (die es einebnete), dort stand es. Desgleichen war die Erzählung des Howinkel in einen Rahmen gefaßt, der einige Züge von Vater und Mutter erkennen ließ: ihre Gastlichkeit, Rechtlichkeit, Vergeßlichkeit... Und in den knappen Minuten, die er einer direkten Ansprache einräumte, bekannte er sich offen zum Wert der Tradition. Wohl gelte es heute, überlebte Lebensformen abzulegen und neue auszubilden. Doch müßten diese ehrfurchtsvoll an die abendländische Tradition geknüpft werden, die inne zu haben er sich glücklich schätze.

Will es nicht scheinen, als sei die Welt des Dichters allzu heil geblieben?

Was aus Schmerzen kam,
War ein Übergang.
Und mein Ohr vernahm
Nichts als Lobgesang.

Der Menschen, die zu einem solchen Schluß kommen, sind heute nur wenige. Aber Bergengruen, der doch auch düstere Saiten anschlagen konnte, steht über dem Verdacht, vorschnell nach Zuversicht zu langen. Die reichlich geheimnisvolle und zum Teil schiefe Erzählung des Howinkel ließ ahnen, woher ihm der Mut kommt, immer wieder zum Preisen aufzufordern. Sie sei deshalb kurz skizziert: Der morgenländische Gastherr, bei dem Howinkel zur Genesung weilt, zögert keinen Augenblick, sich in die Fluten zu stürzen, um seinem Gast zu Gefallen dessen Hund herauszufischen. Wieder auf der Jagd, widerfährt Howinkel das Mißgeschick, anstatt des Wildes eine Magd seines Gastgebers tödlich zu treffen. Dieser greift auf die Nachricht hin kühl nach seinem Gewehr: „Siehst du, was sich dort hinter der Hecke bewegt?“ „Ein Arbeiter.“ Und der Hausherr streckt den Arbeiter nieder, nur um seinen Gast beruhigen zu können: „So schätzen wir hierzulande eine erwachsene Arbeitskraft ein. Sorge dich also nicht um dieses halbwüchsige Mädchen.“ — Wenn Bergengruens Welt trotz allem irgendwie zusammensteht, dann vielleicht deshalb, weil er diese Welt als Gast eines solchen Gastherrn erlebt. Doch hat er das nicht ausgesprochen.

Dem von ihm selbst gepflegten Maße folgend sei hier nicht behauptet, daß der Abend ein literarisches Ereignis allerersten Ranges gewesen sei. Die erwähnte Novelle schien trotz ihrer Sinnfülle künstlich gedrechselt. Und doch genügt Bergengruens Name, einen Saal so zu füllen, daß auch nicht ein Platz unbesetzt bleibt? Die Antwort: Es ist das jedem zu wünschen, der soviel rechte Ordnung hat wie er. Nur sind ihrer eben nicht viele.

Heinrich Stenzel S. J.